

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 5

Artikel: Gedichtbücher
Autor: Lang, Siegfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So leben sie alle Tage. Und wenn sie nicht Marlitt in den vielen freien Stunden läsen, könnten sie nicht so reden und fänden die Liebe noch unergründlicher. Vetschs Buch ist kaum ein Roman, es ist ein Programm. « Sie schwärmen! » Dieses Wort, das Posa erhielt, wurde dem Autor dutzendfältig zugerufen. Die Pressestimmen hat er in einer Broschüre gesammelt, die zu lesen recht amüsant ist. Daraus mag er ersehen, ob die Menschen in zweihundert Jahren schon so uniformen, lieblichen Geistes sind, wie er träumt. O Gott, die Welt ist aus den Fugen! Weh dass so viele, sie einzurenken, kamen!

MAX RYCHNER

¤ ¤ ¤

GEDICHTBÜCHER

Sind, nach Goethes hübschem Wort, Gedichte „gemalte Fensterscheiben“, so könnte man sie ganz nur würdigen, wenn man die betreffende Kirche — die Welt eines Dichters — für längere Zeit, besser noch zu verschiedener Zeit und bei verschiedenster Beleuchtung besuchte. Dem Referenten, dem oblag, in verhältnismäßig kurzer Zeit mit mehreren Kirchen und noch mehr Kapellen Bekanntschaft zu schließen, wird betrüblich bewusst, wie den im nachfolgenden besprochenen Büchern eine vollständigere Interpretation nicht zuteil werden durfte, dass ihm selbst nicht eine erschöpfende Aufzählung ihres Inhalts möglich war, diesen Ausführungen darum lediglich der Wert zukommt von Hinweisen auf das Vorhandensein dieser Bücher, und dass man Grund habe für das Dasein einiger von ihnen dankbar zu sein.

Ein Buch des Andenkens, der Trauer und der Verklärung hat Gustav Gamper seinen Freunden beschert.¹⁾ Was eines Vaters Schmerz um sein Kind sei, in dem er mehr als ein Teil seiner selbst, ein weit Höheres, nicht allein lieben, sondern auch verehren durfte, was überhaupt das „strahlende allmächtige Kind“ in der menschlichen Gemeinschaft bedeute, welche Lücke es reißt, wenn es entschwindet, wird, wer es nicht weiß, hier vor dem Bilde Harolds erfahren. Gesagt sei auch gleich zu Anfang: Gustav Gamper hat sich uns früher nie in so reinem Sinn als Dichter offenbart.

Und das ist es, was wir von Harolds kurzem, nur die Dekade von 1910—1920 umfassenden Erdenlebens vernehmen: Ein Lieblichstes war seine Nähe dem Ältern, Liebe weckte er, Liebe ging von ihm aus. Die „Besäligung“ die das „Fröhlicht seines Lebens“ verspendete ist uns aufbewahrt in Liedern, von denen zwei Proben wenigstens für sich sprechen mögen:

Holde Antwort spielt dein Mund
Deiner Wangen Rosengrund
Meiner stummen Frage zu.
Es beglückt ein Leuchten mich
Dein Geheimnis innerlich,
Schenkender du!

¹⁾ Gustav Gamper: *Zu Harolds Gedächtnis*, Offizin Hans Schatzmann, Horgen-Zürich.

Spielglöcklein

Mutter brachte dir ein Glöcklein,
Eingeflochten ist's und nicht zu seh'n.
Wie es läutet: Sinn' und lausche
Dem verborgenen Getön!

Ist ein silbern Frühlingsglöcklein,
Das nur ganz geheim zum Ohre dringt,
Kaum sich deutet: Sinn' und lausche,
Denn dein erster Frühling klingt.

Harolds spätere Jahre müssen wir uns erfüllt denken von den Ahnungen tieferer Zusammenhänge zwischen seinen Traumwirklichkeiten und der freundlichen Umgebung eines wohlgehegten Daseins. In ihm war der Mythus lebendig, und bald mühte er sich mit Stift und Pinsel, äußerlich und innerlich Geschautes festzuhalten. Er weiß „von der Dinge Gleichniskraft“; fromm und ernst blickt das Kind auf Nebel, Tau und Dämmertal, auf Wolkenzug und dunkle Bäume, nicht minder erfasst es das Mienenspiel der Umlebenden und die Erscheinung des frohen, bunten Lebens. „Bewegtes trafst du rasch, mit scharfem Pfeil“, sagte der erstaunte Vater, „ich wog die eigne Kunst, seltsam betrübt: Du konntest mehr und warst doch ungeübt“.

In „Verklärung“ spricht der sälige Knabe, den die Runde der himmlischen Kinder begrüßt, sein Verlangen nach der Erdenheimat ergreifend aus:

Ich mich sehne
Nach Erdentagen,
Kann euch nicht sagen,
Wie lieb ich sie hab'.
Führet kein Weg
Zur Erde hinab?

Das Haus am See,
Tanne im Schnee,
Schimmernde Ferne
Und Abendschein
Malt' ich so gerne!
Sie waren mein.

Ein zweites aber war in Harold mächtig: das Bild der Sterne. Hesperus lenkte sein Gemüt, die Unendlichkeit der Nacht erschütterte und lockte ihn, mehr vielleicht als die Menschen ahnen mochten. Der Vater gesteht:

Ich Armer achtet's und ich achtet's nicht,
Was in des Knaben Wunsch mich innigst mahnte,
Ein wundersam Erblüh'n zum ew'gen Licht,
Zu Himmelsfreuden die er kindlich ahnte.
Ihm leuchtete Vertrauen süß und rein.
Mich aber hüllten bange Schatten ein.

Ob diese Sternenfreundschaft nicht schon immer der Ausdruck gewesen für drängende Jenseitsempfindungen überhaupt? Ein nur leicht umflortes Wissen um seine Bestimmung? Mit der Zeit jedenfalls wurde ihm der Gedanke an sein Scheiden vertraut, und er zeichnete, was nicht misszuverstehen war: „Wir alle deuteten das schlichte Blatt, in dem dein Sterben sich verkündigt hat.“

Welche die Götter lieben, die rufen sie früh zu sich. Dass Harold ein Frühvollendet gewesen, erkennen wir aus seinen Malereien. Kein Wunderkind, das die Stufen überspringt, und vorwegnimmt, was erst einem späteren Zustand angehöre, schuf Darstellungen wie Robinson und Freitag, das Meer und Frau Sonne. Diese überschreiten das kindliche Schauen in nichts, weshalb wir sie eben als vollkommen wahr und schön empfinden. Was aber einige der dem Bande beigegebenen Blätter vom Wesen der Dinge, von ihrem Dämonischen verraten, das berührt uns.

Es ist geweihte Kraft, die unbewehrt
Und unbezweifelt furchtlos sich ermächtigt,
Des Willens Form und Farbe unversehrt
Ursprünglich sich zur Schöpfertat berechtigt.
Des Kindes Glaube weckt der Sonne gleich
Das Leben rings entfaltet's schön und reich.

Oh schöner teurer Knabe, also jung
Hast du dein Werk vollbracht: Verewigung.

Der an Umfang beträchtlichste Teil des Harold-Buches, „Klage“, verlautbart in klargefülltem, elegischem Versmaß den Schmerz der Verlassenen, Aufrufung der erst in der Erinnerung richtig gewerteten Umstände seines Erdenganges, der Blicke und Worte des Entrückten, seiner Gestalt, die sich bald aus der Landschaft heimatlicher Berge, bald aus der sternbeglänzten Abendflut der Bucht erheben möchte; Begehungen, Feste der Trauer am Todestag oder am ersten ohne ihn herangenahten Weihnachtsabend, bis die mystische Einigung sich vollzogen hat, im Vater die Wandlung geschah und des Knaben Unsterbliches ihn leitet:

Zu lichten Höh'n! Zu Christi Liebesgeist,
Darin mich deine Liebe unterweist.

Es ist das „Ich Geschöpf nun eig'nen Sohnes“, zu dem sich hier wiederum durch Verzweiflung Trauer und Andacht ein Dichter hindurchgerungen hat. Nun bleibt ihm zu sagen vergönnt:

Dein Angesicht ruht sätig in dem meinen.

Worte der Seele, unter diesem Titel vereinigt Konrad Bänninger die Zeugnisse einer Wandlung, wie sie, gleich konsequent, bei keinem unserer heute theosophisch und ethisch „Orientierten“ sich aufzeigen ließe.¹⁾ Der ehemals gelegentlich fast derb zupackende Dichter der *Stillen Soldaten* und des *Weltgarten* erreicht damit auf dem Wege der Weltabkehr, der Einkehr und Verinnerlichung einen Standort, der wohl zu fragen gestattet, ob künstlerisches Tun, geistige Gestaltung den auf ihr Verweilenden noch ferner verlocken werde?

O Welt in der ich schwebe,
O Lust und tiefe Pein,
Ich weiß nicht ob ich lebe
In deinem Spiel und Schein.
Ich bin in dir beschlossen
Und dennoch fern und nah,
Bist du vor mir zerflossen
Und nichts mehr sah ich da.

¹⁾ Konrad Bänninger: *Worte der Seele*. Verlag Rascher & Co., Zürich, 1923.

Die aufgeworfene Frage zu beantworten wird der Referent sich nicht vermessen. Es steht auch nicht an, danach zu forschen, ob besonders gerichtetes Fühlen und Denken oder äußeres schmerzliches Geschick diese Entwicklung begünstigt haben? Es ließe sich denken: Beides.

Doch geschieht das Abschiednehmen von der Erscheinung ohne Groll, das Sich-Lösen von ihr war kein Los-Reißen, ein Sich-Entfernen, eine andere Einstellung des Blickes bloß, oder ein Sehen mit anderen Organen möchte man's nennen, was diese so ruhig hingesprochenen Gedichte vermitteln, in denen aber manchmal ein Zittern ist wie das der Stimme eines Genesenden.

Und erfahren wir auch nicht, *was* der Dichter vor den „schönbeschwertten Halmen“ erlebt, wenn „verloren sein Auge taucht tief in ihre unermessene Zahl“, und vorerst nicht, welcher Art „das Größere“ ist, das nur „einer in stille abgewandten Gelaßen“ schöpft, „aber in Leiden“, ein überraschendes Beiwort, dort eine aufleuchtende Zeile von nur drei Worten verraten uns doch, dass er teil hat an dem Überfüllig-Besinnlichen der vom Geheimnis Beührten, das ihn unsichtbare Verbindungen erahnen lässt des Ursprünglichen mit den einfachen Dingen des tagtäglichen Daseins. Dass „milde der See uns glänzt“ und „höher schweben unbeschwert, bläulich die Berge“, dies allein ist es nicht, sondern die Gewissheit, dass „wandellos Hohes steht zur Seite uns, wie Mutter über dem Kind“, gibt dem schönen Tag seine Tiefe.

Das Tätige der ordnenden, schaffenden Menschen, verdichtet im tönenden Gefüge der Stadt, die Gebärden der „sicher Eilenden“, auch sie grüßt er, wenngleich seines Anders-Seins still gedenk. Die weiße Dame und die rote Dame, im Boot auf den milden grünen Wellen des Sees, sind schön, doch schön in ihrem Kreis, den er nicht betreten wird, und das in seinem Geist erstehende Gegenbild der andern Frau — was er auslöst ist ein dankbares Staunen, doch bannen, fesseln darf es nicht mehr. Gut und Böse werden nicht frohlockend willkommen geheißen, aber als unabänderlich verbundene Gewalten anerkannt. Gutes wird bös, wenn an der freundlichen Lampe vernichtet der Schmetterling hinstürzt. Töricht ist unser Wunsch, nun zum Licht aufblicken zu wollen, „gern nur Heiteres Gottes Gebot zu heißen“. Wir vermögen weiß von schwarz nicht zu trennen. „Finsternes oft ist gestaut, doch solches birgt eines jeden reinlichste Kammer, und wir sind Besondere nicht.“ Soviel von *Lob und Klage*, dem ersten von des Buches drei Zyklen.

Im zweiten spricht der *Eremit*, der aus „schmalen Grenzen“ und „streng verschlossenem Haus“ der andern Treiben nach seinem tieferen Sinn erkennt, ihre Anbetung, ihr Glückstreben einem Reinen zugewandt weiß, das „unerschüttert blüht, als ein mildes Werden, wie zarter Rauch, des Vaters Urgestalt“. Sie ist es, die der Eremit jetzt aus volleren Rhythmen und in bestimmteren Wendungen verkündet, als das eine Ziel, das immer stärker lockt, je mehr der Seele „einzig Wirken“ ein „stilles Vermeiden“ bleibt.

Lieder, im Tonfall gemahnend an die schönsten protestantischen und pietistischen Kirchengesänge, beschließen den Band. Manche ausgehend von einem einfachen Naturbild, andere direkt die innere Erfülltheit aussagend, nennen sie das nun für Augenblicke erreichte Ziel: „vollkommener Freund“, „Gott“, „Morgen ohne Trübe“, „du Feuer fein und gut“ und stets wieder

„Freund“ und „Vater“. Ich möchte an die Schlichtheit des Matthias Claudius, an des Novalis Zartheit erinnern, nicht um zu vergleichen, doch um anzudeuten, welcher Empfindungssphäre sie zuzuordnen sind.

Der Wald im starren Eise
Nun glänzet für und für,
Ich wandre und ich reise,
Ein Lichtlein reist mit mir.

Ich darf nur noch lauschen
Dem himmlischen Wort. —
O Welt, dein Rauschen
Ist mir verdorrt.

Der Vater schweigt und winket,
Ich fahr in Staub und kaltem Wind
Und alle Zeit versinket.
Er ruft mich bald. Ich bin sein Kind.

Immer wird die mystische Versenkung grundverschiedene Beurteilung erfahren, und gerade von Kennern der religiösen Entwicklung wird sie oft nur dann gutgeheißen, wenn bei den betreffenden Vertretern mystischer Denkart die sichtbare aktive Lebenshaltung festzustellen ist. Dantes leidenschaftlichem politischem Kämpfen, Meister Eckhardts Predigertätigkeit, der organisatorischen Kraft der heiligen Theresa versagen die wenigsten ihre Bewunderung. Dem Ausdruck der reinen Gottes-Minne hingegen, selbst etwa eines Suso, verschließt sich die Mehrzahl derer, die sich für die irdisch Gefestigten halten; sie bezichtigen einen solchen Mystiker der schwäblichen Lebensflucht, verdächtigen jedes Gottsuchertum überhaupt schon der Absage an natürliche und menschliche Verpflichtung; hinter extrem religiösem Streben, wenden sie ein, verberge sich, was die Franzosen „le goût du néant“ nennen, andere die Sucht nach dem Apeiron, zum mindesten tadelwürdiger Selbstgenuss der Einzelseele. Es wäre leicht, diese letzten Vorwürfe auf Worte Bänningers zu stützen, wie „aber ich ehre den Strom, und noch im Sturze lieb ich den Abgrund“ — „so kennst du kein Begehrn, Schmachten, Bangen, wenn einmal Ungeschaffenes dich erfreut“.

Der Mystiker aber, je näher er bereits dem Zustand der Gottinnigkeit gewesen ist, wird auf alle diese Vorwürfe schweigen. Seine Gegner werden vielleicht noch darlegen, wie alles physische und psychische Geschehen von einer Gesetzmäßigkeit beherrscht sei, analog dem Rhythmus von Systole und Diastole, Attraktion und Repulsion, zeitgemäß psychologisch gesprochen von Introversion und Extraversion, welchem Rhythmus man sich in seinem Verhalten zu Gott und Welt hinzugeben habe.

Der Mystiker, für den, gleich wie für das Kind, der Intensitätsgrad seines Erlebnisses entscheidet, auch zu dieser Forderung dürfte er schweigen und lächeln.

Wohl weniger seine Dichtung möchte der Verfasser mit *Der Große Rhythmus* bezeichnen,¹⁾ als den Takt des Alls, von dem der Reigen der irdischen Erscheinungen ja auch, vom Großen bis ins Kleinste, durchpulst ist.

¹⁾ Max Geilinger: *Der große Rhythmus*. Verlag Seldwyla, Zürich, 1923.

Alles ahnt ihn, wenn bunte Sterne
Die schwarze Blume der Nacht umtanzen,
Tanzt dein Blut und dein Geist in die Ferne
Und du fühlst Rhythmus, fühlst, wie im ganzen
Musik und Farben, Formen, Gedanken
Eines Stromes Gewelle sind ...

Wirklich etwas Tänzerisches durch weiten Raum Stürmendes, freudig Tosendes, oft fast Sich-Überstürzendes lebt in der Bewegung der Geilingerschen Verse. Wen je der Rhythmus des Ganzen, wenn auch nur im Gleichnis, betroffen hat, den vermag kein Teil-Erlebnis, also auch kein Nur-Persönliches mehr festzuhalten. Umgekehrt muss jeder einzelne sich ihm erweitern, zum Kettenglied werden zwischen Fernem und Begrenztem. So ist der Ton, den Max Geilinger in diesem Buche erklingen lässt, vorwiegend ein hymnischer. Im Besitz seiner heutigen Ausdrucksmittel kann er Preisungen wagen, Anrufungen eines Allgemeinen: das Wort, die Liebe, die Zeit, die Macht besingen, ohne Gefahr, sich in Abstraktes zu verlieren.

Seine Weisheit, seine Erkenntnisse fallen ihm mühelos, als reife Frucht sinnlicher Anschauung. So erwacht während des augenhaften Aufnehmens der ihm zuflutenden Erscheinungen wie von selbst das Wissen um die großartig schenkende Güte der Natur und die, allem gegenteiligen Anschein zum Trotz, hegende, liebende, erhaltende Tendenz der Urkraft:

Nie hätte Neid den Sonnenglanz verschwendet,
Der fernste Fernen ganz mit Gold umspinnt.

Nie ließe Hass die Bäume weiß erblühn,
Noch Zorn die hellen Frühlingshaine klingen!
Und müde Herzenbettet kühlstes Grün,
Von Sonne überhaucht, von Schmetterlingen.

Uns Menschen verbündet die unseren Bezirken nahende Liebe

... mit Sternen, Meer und Land,
Gleich Frühlingsästen recken wir die Hand,
Du nahst, die trübste Trauer niederblendend:
Liebe durchschauert uns;
Liebe durchdauert uns;
Nur sie ist wahrstes Sein, ist nimmerendend.

Für diesen Dichter ist die Erscheinung so wirklich, weil Gott für ihn wirklich in der Erscheinung lebt. Diese Art der Gotterfahrung macht geselliger als die mystische, mehr dem Wesensgrund des Erfahrenden zugekehrt. Sie verträgt sich auch mit einer fast übermütigen Frohheit. In dem von träumerischer Wehmut gänzlich freien Lob des Herbstes treffen wir auf „Äpfel, die pausbäckig lachen“, auf „Birnen, die sich langstielig zieren und doch zuletzt auf die Hürden bequemen“; anderswo ist von „drallem Klee“, von Früchten die Rede, die „prall in die Bäume klettern“, ohne dass man solches als Ehrfurchtlosigkeit vor dem Naturgeschehen empfände, wie denn jenes Herbstgedicht ernst und voll austönt:

Reifender Herbst! Du gabst Frühling, gabst Sommer,
Ganz ohne dich würden beide zu Spiel,
Du Ziel dieser Zeiten! Erkennender, frommer
Danken wir: Du gabst alles und viel.

Unrichtig wäre es, nach dem bisher Gesagten in dieser Kunst eine Art von verklärtem Naturalismus zu vermuten. Neben der leuchtenden Buntheit der sichtbaren Dinge dürfen wir den Gehalt an Ideenhaftem nicht übersehen; von ihm geht schließlich, hier wie überall, die — einzige mögliche Naturverklärung aus. Mag ein Gedicht, für mehrere, beweisen, dass Ausprägung von Gedachtem, ohne dass Naturgestalt erst den Anstoß geben müsste, dem Verfasser so gut wie anderes gelingt:

Gewesene

Ihr Gewesenen und doch Heutigen, redet mit uns,
Leise, laut, immer gewaltig,
Wie Meer zu Wäldern oder Vulkane zu ihren Bergen.
Die Wogen eurer Gefühle umschließen uns,
Drohend, schirmend,
Und euer Wille steigt in uns hoch,
Feuer, brodelnd aus Felsen.

Ihr wirkt aus Unfasslichem, unsichtbar;
Unser aber ist, Brücke zu sein in die Zukunft,
Gehäufter Laubfall, Goldpfad künftiger Sommer.

Dem Geilingerschen Rhythmus — in engerem Verstand — scheint mir eigen der häufige unerwartete Wechsel kürzerer und längerer Zeilen, sowie das ebenso häufige Überspringen oder Umschlagen von einer in eine andere Taktart. Zweifellos wird hiernach einer Monotonie vorgebeugt, die bei streng geregelter Taktweise sich einstellen könnte. Nicht immer jedoch entsteht so eine dynamische Einheit, so wenig als die Bildlichkeit als eine durchweg organische betrachtet werden kann. Das „Kaleidoskopische“ von früher ist noch nicht ganz überwunden.

Unter den Bildern und Gleichnissen finden wir vor allem direkte Vergleiche:

Scheu wie ein Falter zwischen Blütendolden
Schläft in den Dingen die Vergänglichkeit.

Gleich Frühlingsästen recken wir die Hand.

und andere, die ganze kosmische Wirkungsweisen ins Bild zusammenfassen:

Und es singt Gesang von goldenen Garben,
Bis zum Silbersande der Ewigkeit.

Am Anfang war das Wort; zerklirrend schnitt
Es klar das Glas der spiegelglatten Stille.

Durch eine Fülle von bedeutenden Metaphern, überraschenden Rhythmen in höchst persönlicher Sprache wird auf diesen sechsundvierzig Seiten „das Geheimnis Gottes neu offenbar“. „Es heißt Leben.“ —

Sehr freie Variationen biblischer und mythologischer Themata, im übrigen eigene legendenhafte Erfindung gibt Sergius Minnich in seinen *Zwölfnächten*.¹⁾ Dass man jedes dieser Gedichte als Bild, als abgeschlossene Vision erleben möge, scheint der Verfasser zu wünschen, verbindet er sich doch mit dem Holzschnieder als Illustrator, wie wiederum das Gedrängte, Herb-Umrissene seiner Sprache an die Technik jenes erinnert.

¹⁾ Sergius Minnich: *Visionen der Zwölfnächte*. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1922.

In der Tat verfährt Minnich mit der Überlieferung sehr frei; er verlegt die Akzente der Sinne der Mythen, wenn er nicht diesen überhaupt in ein Neues verkehrt. Im „Sündenfall“ erhebt sich, Überwinder und Liebhaber seines Schicksals, in prometheischem Trotz Adam vor Gott-Schöpfer: „In Schmerz und Leiden lach, ich dein, der wohl zu schelten, doch zu sterben nicht vermag“. In „Opfer Abrahams“ wird der Konflikt zwischen Vater und Sohn, der ja einer ganzen Reihe von Dramen und Romanen des jüngst-deutschen Sturms und Drangs den Inhalt gegeben hat, zum point saillant. In Erkenntnis des eigenen Gesetzes beugt sich Isaak nur bedingt göttlicher und väterlicher Autorität: „Ihr Alten beide, Vater mein und du, mein Gott, lernt Jugend erst zu achten, weder Ball noch Spiel für euch.“

Nicht sehr glücklich war der Einfall, die Weisen auf ihrem Zug nach Bethlehem über die Aufrichtigkeit ihrer Motive deliberieren zu lassen, und vollends abzulehnen ist eine Episode, in der Maria den Legionären wehren will, ihrem Sohn, wie es in der Schrift heißt, „die Beine zu brechen“. Der dazukommende Zenturio erinnert sich, bei Maria einst zu Miete gewohnt zu haben, und wie damals der jetzt Gekreuzigte Brot und Tuch mit ihm, dem armen Offizier, geteilt habe. Er entscheidet: „Nicht Keule, nur die Lanze treff sein Herz im Tod.“ Hier wird Nebensächliches, das jedoch in der lapidaren Chronik der Evangelisten zu unvergleichlicher epischer Bedeutung gelangt, in den Vordergrund gezerrt, und durch Beigabe einer Armeleutefabel verliert es seine Wirkung. Auch scheint es doch ein nutzloses Bemühen um Expressivität, wenn man den Verschiedenen so glaubt malen zu müssen: „Sein Haupt liegt auf der Schulter ihm, schwer wie ein Sack, von Dornen ausgepresst und zuschnürt.“

„Das jüngste Gericht“, die vielleicht am meisten beeindrückende Vision der zwölften Nacht, stellt den Menschenanwalt Christus Gottvater, dem Richter, gegenüber, Christum, den Empörer, der sich weigert, den aus Liebe sündigenden Teil der Menschheit zu verdammnen: „Unbeirrt ob Gotteszorn und Rachedünkel gründe ich die Welt euch neu. Von eitel Liebe aufgetürmt, Gott überhimmelnd, Paradies dem Menschensohn“.

Sentenzen, oft ein Wechselspiel von Sentenzen, zeigen sich neben dem Bildhaften als das zweite Agens dieses Dichtens; es findet sich auch in den antikisch-legendären Fabeln wie „Orpheus und die Mänade“, „Odysseus und die Nymphe“, „Die Sibylle von Cumac“. Das Metrum ist durchweg der sechsfüßige Jambus, den im Deutschen vor allem Goethe in der Helena-Dichtung des zweiten *Faust* herrlich wiederaufleben ließ. Minnich versucht sich in diesen Takt mit ungleichem Geschick. Ein Abschluss wie:

... ewiglich fürwahr
Strahlt Ruhmes Morgenröte Unterlegenen,
Die opfernd sich und meisternd ihres Herzens Stolz,
Dem Schicksal beugen das bedachtsam kluge Haupt.

darf an Versen aus dem Hölderlinschen *Sophokles* gemessen werden. Wenn aber Isaak im selben Tempo erklärt:

Mein Vater, mich gelüstet, eigenbrünst'gen Sinns
Zum Gipfel wiederklimmend, mir das warme Herz
Zu reißen aus dem Busen hier. Ein Opfer wär's
Fürwahr weit herrlicher als deines ...

denkt man unwillkürlich an durchaus nicht überzeugende Stellen in den metrisch ja korrekten Parabasen des Grafen von Platen. Die Alten wussten sehr wohl, warum sie den einzelnen Maßen nur bedingte Wirkungsfähigkeit zuschrieben, nur bestimmte Seelenklänge ihnen zuwiesen. Doch hat auch Racine sich über die Skrupeln der Alten hinweggesetzt.

[Schluss folgt]

SIEGFRIED LANG

¤ ¤ ¤

BÜCHER ÜBER KUNST

- I. Friedrich Rintelen. *Giotto und die Giotto-Apokryphen*. Zweite, verbesserte Auflage. Basel, 1923, Benno Schwabe & Co., Verlag. 249 S. 42 Tafeln.
- II. Hans Graber. *Piero della Francesca*. 68 Tafeln mit einführendem Text. Basel, 1922; ebenda.
- III. Hans Graber. *Studien zur Kunst*. Basel, 1923; ebenda.
- IV. Kurt Pfister. *Hugo van der Goes*. Mit 36 schwarzen und einer farbigen Autotypie. Basel, 1923; ebenda. 24 × 32.
- V. Paul Schaffner. *Gottfried Keller als Maler*. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. Stuttgart und Berlin, 1923. 258 S. 60 Abbildungen.
- VI. Raoul Nicolas. *Das Berner Münster*. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, herausgegeben von Harry Maync, der illustrierten Reihe 1. Band.) 8°. 86 S. 54 Abbildungen. H. Haessel, Verlag. Leipzig, 1923.
- VII. *L'amour de l'art ...* Librairie de France, 99 Boulevard Raspail, Paris. (VI.)

I

Geblendet vom körperlosen Lichtgeflimmer des Impressionismus, und zerstört vom Jahrmarktsgebrüll jener outrierten Ausdruckskunst, die wir zurzeit unter dem Grabstein «Expressionismus» beerdigen, flüchten wir uns in stillere, ungebrochene Formenwelten, zum sicher-Gegenständlichen zurück. Zwar wird diese Umkehr vorläufig noch damit verschleiert, dass man den Primitiven nun auch noch eine expressionistische Deutung unterschiebt, dass man Primitivität feierlich zum Problem ernennt: aber das alles sind doch wohl Rückzugsmanöver. Einen historischen Augenblick lang gilt jetzt Primitivität als Wert an sich, je russisch-köhlerhafter etwas ist, desto tiefssinniger lässt sich darüber philosophieren, — sind wir doch glücklich bei den Negern gelandet — desto rascher wird es aber auch zur Beute der Literaten, der Kinos und der Wiener Werkstätten, und damit erledigt.

Der Impressionismus verneinte das selbständige in sich ruhende Ding: die Luft vor den Dingen und zwischen diesen und den Hintergründen, die gegenseitigen Reflexe, Kontrastwirkungen, Überstrahlungen, kurz alle die verbindenden Beziehungen zwischen den Dingen waren ihm viel wichtiger als deren scharfe Grenzen. Wie vor Darwins Lehre jede begriffliche Grenze im Bereich der Naturwissenschaften zerfloss, bis nur mehr ein Monismus verwandten Lebens übrig blieb, so brachte der Impressionismus einen Monismus des Lichtes. Es gehörte das ganze naive Selbstvertrauen des Rationalismus dazu, ein Weltbild nur auf den persönlichen Augen-Eindruck zu gründen, und